





# Glaube. Liebe. Hoffnung!

Sie tun Gutes. Aber reden nicht ständig darüber. Sie glauben an die Liebe. An die Würde. An das Leben. Aber vor allem glauben sie an die Menschen. Wie die Geschichten der Hoffnungsträger zeigen

**Campino Milligan**, 35, will Jugendliche auf den richtigen Weg bringen. Runter von der Straße und dorthin, wo eine bessere Zukunft wartet. Sie sollen beim Sport zeigen, sagt er, dass sie echte Kerle sind. Beim American Football. Wer da zuschlägt, kommt nicht gleich in den Knast.

„Bei uns kannst du nicht abhauen. Hier musst du dich dem Kampf stellen. Da musst du ehrlich sein und dir neue Werte schaffen. Werte, die dich hoffen lassen. Es gibt viele, die sagen: Kameradschaft ist doch nichts für mich. Aber beim American Football ist nur jeder so gut wie die ganze Mannschaft. Alle Jungs müssen zusammenhalten für den Sieg, für andere da sein. Nur so können wir erfolgreich wie im letzten Jahr sein. Wir haben hier bei den St. Pauli Buccaneers in Hamburg 50 Spieler aus 20 Ländern. Sie sind zwischen 14 und 19 Jahre alt, die meisten von ihnen stammen aus sozial schwachen Familien. Sie können, sie sollen sich beweisen, aber knallharter Drill ist bei uns nicht alles. Es geht auch darum, dass sie sich im Leben mehr zutrauen. Sie erhalten Nachhilfe bei Schularbeiten, wir unterstützen sie auch dabei, einen Job zu finden. Und den Glauben an sich selbst! Für einige war der kriminelle Weg schon vorbestimmt. Die Bucs sind ein Sozialprojekt, wir können den Jungs neue Chancen bieten. Für ihren Sport geben sie alles, verdammt alles! Ein paar von uns gehören zur Jugend-Nationalmannschaft. Darauf kann man stolz sein. Ich verdanke dem Football auch viel und habe zahlreiche Titel mit den Berlin Adler und Hamburg Blue Devils gewonnen. Als Kind wurde ich adoptiert, bin Deutscher und Amerikaner mit afrikanischen Wurzeln. Eigentlich möchte ich den Jungs nur das geben, was ich früher nicht bekommen habe: Halt und Unterstützung für einen Weg aus einem Leben ohne Perspektive.“ [www.bucs.de](http://www.bucs.de)





**Günter Henze**, 63, international anerkannter Kinderonkologe an der Charité Berlin, kämpft seit Jahren erfolgreich gegen die Leukämie bei Kindern. Medizin kann grausam sein, sagt er, da hilft auch keine Statistik. Entweder du schaffst es, oder du schaffst es nicht. Er schaffst es immer wieder, seinen kleinen Patienten Hoffnung zu geben.

„Ich glaube, wenn ich nicht selbst schwer krank geworden wäre, hätte ich nicht Medizin studiert, sondern wäre Musiker geworden. Aber vor dem Abitur bekam ich Tuberkulose und musste für acht Monate ins Krankenhaus. Während dieser Zeit lernte ich einen Arzt kennen, der von allen geliebt wurde. Wenn er durch die Tür kam, ging die Sonne auf. Ich sagte mir: So möchte ich auch sein! Ich wurde wieder gesund und begann mit dem Medizinstudium. Nach der Fachausbildung zum Kinderarzt galt seit 1983 mein besonderes Interesse Kindern mit einem Rückfall der Leukämie. Wir haben seitdem große Erfolge erzielt. Etwa 50 Prozent der Rückfallpatienten werden wieder ganz gesund. Bei uns wird auf hohem Niveau geforscht, aber der Mensch steht immer im Mittelpunkt. Du musst als Arzt auch Gefühle zulassen, ein Gespür für Ängste haben. Schon oft habe ich eine Mutter in den Arm genommen, wenn sie weinte. Einmal im Jahr halten wir einen Gedenktag für verstorbene Kinder ab. Ich spiele dann Geige. Gestern ist ein 18-jähriger Junge gestorben, den ich sieben Jahre lang behandelt habe. Das ging mir sehr nahe, als ich an seinem Totenbett stand. Ich will keine falschen Hoffnungen machen. Wenn der Tod über die Schulter guckt, wäre es unethisch, den Eltern zu sagen: Wird schon wieder! Aber ich will Hoffnung geben. Auch wenn mir bewusst ist, dass jede Behandlung Grenzen hat. Das Wichtigste ist, den Kindern die Schmerzen zu nehmen. Ich bin kein Mediziner, sage ich oft. Ich bin Arzt. Der Mediziner behandelt das kranke Bein des Kindes, der Arzt das Kind mit dem kranken Bein. Das ist ein wichtiger Unterschied. Meine größte Hoffnung wäre es, jemanden zu finden, der durch eine Stiftung die Patenschaft für die Kinderonkologie in Berlin übernimmt.“ [www.verein-tagesklinik.de](http://www.verein-tagesklinik.de)

## Thomas Beckmann,

52, ist ein weltbekannter Cellist. Er hilft Menschen, um die andere einen großen Bogen machen. Ich habe gesehen, sagt er, wie man achtlos an zwei toten Obdachlosen vorbei ging. Einfach so. Sind ja nur Penner. Seitdem lässt ihn das Thema nicht mehr los.

„ Ich war fünf Jahre alt, als ich den ersten Bettler sah. Das war mit meinem Vater, und ich fragte: Was macht der da? Er bettelt, sagte mein Vater. Wer kümmert sich um ihn? Der Staat. Wer ist der Staat? Wir alle! Warum bettelt der Mann dann?, fragte ich, und mein Vater gab ihm 50 Pfennig. Das werde ich nie vergessen. Genauso wenig wie das Bild, das sich mir viele Jahre später in der Düsseldorfer Altstadt bot. Nicht weit vom Haus von Robert Schumann, in dessen letzter Wohnung ich lebe. Zwei Frauen waren in der Nacht erfroren, und nur ein paar Schritte weiter knackten die feinen Leute ihre Austern. Ich bin zwar nur ein lauer Katholik, doch ich bekam die heilige Wut! Ich erinnerte mich an die Nächstenliebe und machte 1993 mit Freunden einen Verein auf, der Gemeinsam gegen Kälte heißt und Schlafsäcke verteilen wollte. Als ich bei Firmen wegen Spenden nachfragte, hörte ich: Wieso? Wir wollen doch nicht noch mehr von denen hier haben. Das ließ mir damals einer mitteilen, der über 30 Millionen Mark Abfindung einsackte. Heute betreuen wir fast 300 Projekte in rund 100 Städten. Ich spiele auf Benefizkonzerten, verschicke Bettelbriefe und mache Streichkonzerte vor dem Landtag, wenn man uns wieder die Mittel kürzt. Dann spiele ich Bach, der geht ans Herz. Roman Herzog war mal unser Schirmherr, 1996 habe ich in einem Schreiben an ihn den Satz ‚Solange kein Ruck durch die Gesellschaft geht‘ benutzt. Im nächsten Jahr hielt er dann seine berühmte Ruck-Rede in Berlin. Aber hat es genutzt? Heute behaupten die in der Politik, wir hätten 70 Prozent weniger Obdachlose! Dabei nimmt die Armut immer weiter zu. Für die Statistik sind Obdachlose Menschen, die keinen eigenen Mietvertrag haben. Für mich sind es Menschen, die unter der Brücke schlafen. Ich danke für die Pralinen. Aber ich bitte um Erbsensuppe für alle!“

[www.gemeinsam-gegen-kaelte.de](http://www.gemeinsam-gegen-kaelte.de)





Es gab Tage, da kam die Hoffnung durch die Tür. Sie sprach sehr sanft und trug einen weißen Kittel, aber der kranke Junge fand sie richtig doof. Oft hatte er sogar Angst vor ihr. Weil sie ihm weh tun musste. Weil sie ihn aus seiner Kindheit riss. Weil sie mit ihm Sachen machte, die er nicht verstand. Dann brüllte er die Hoffnung an und beschoss sie mit Stöpseln, die er sich vorher auf Spritzen steckte. Der kranke Junge brauchte sehr lange, bis er sich an die Hoffnung gewöhnte.

Irgendwann merkte er doch, wie gut sie es mit ihm meinte. Dass sie sein Aua verscheuchte. Dass er sich auf sie verlassen konnte. Irgendwann war auch bei ihm die Hoffnung angekommen, als die Tür aufging. Er spürte, dass sie nicht nur seine Verbände wechseln wollte. Oder das Gift seiner Chemotherapie. Er spürte, dass sie auch die Wunden seiner kleinen Seele pflegte. Wenigstens für ein paar Stunden des Glücks. Komm her, sagte er. Und sie kam.

Die Hoffnung war eine junge Ärztin. Sie arbeitete in einem Hamburger Krankenhaus und kümmerte sich um Kinder, die Krebs hatten. Sie hielt ihnen die Schale hin, wenn sie sich übergeben mussten. Sie küsste sie auf die Stirn, wenn die Haare ausfielen. Sie pumpte ihnen Trost in die Venen, wenn die Schmerzen zu stark wurden. Sie lachte, sie weinte, sie litt mit ihnen. Sie ließ sie das Leben wieder schmecken; und erst wenn sie alles, wirklich alles, versucht hatte, streichelte sie einige der Kinder in den Tod.

Es wurde eine seltsame Freundschaft zwischen dem kranken Jungen und der Hoffnung. Er ließ zuerst keine große Nähe zu, nicht wie bei seinen Eltern. Aber er lehnte ihre Hilfe auch nicht mehr ab und grinste vor Lust, wenn sie ihn aus dem Zimmer abholte. Er liebte, er hasste sie. Aber er brauchte sie, auch wenn er es nicht zugeben wollte. Manchmal legte er seine Spritzen weg und beschloss, die Hoffnung heute mal nicht zu erschießen. Will raus, sagte er. Und sie gingen raus.

Sie ging mit ihm leben. Weinen. Hoffen. Lachen. Für die wenige Zeit, die ihm noch blieb. Sie surfen auf dem langen, glatten Flur der Station. Der kranke Junge kletterte auf seinen Infusionsständer, mit dem er so toll rollen konnte, und die Hoffnung schob ihn fest an. Dann donnerte er glucksend über ein Meer, das nach Bohnerwachs roch, während die anderen Kinder drumherum klatschten. Einmal platzte einer der Schläuche, die ihm vom Katheter aus der Brust hingen. Doch was tat >

#### // Kap der Guten Hoffnung

Der Name „Kap der Guten Hoffnung“ entstand durch eine Sehnsucht: Als die Küste vor Südafrikas Kap entdeckt wurde, hatten portugiesische Seefahrer die Hoffnung, auf diesem Weg Indien zu erreichen.



**Anne Koark**, 45, kämpft für die Kultur des Scheiterns und berät insolvente Unternehmer. Man kann tief fallen, sagt sie, aber nur wer liegen bleibt, ist ein Versager. Sie weiß, wovon sie redet: Vor Jahren war sie selbst so pleite, dass sie nicht mal mehr telefonieren konnte.

„ Wir sollten von den Kindern lernen. Wenn sie stürzen, stehen sie gleich wieder auf. Sie bleiben nicht am Boden, wie wir Erwachsenen. Jedem, der mich um Hilfe bittet, sage ich: Lass uns über Gefühle reden. Über Humor, Kampfkraft, Ehrlichkeit. Nicht über Schuld! Wer ist schon schuld daran, wenn ein Bäcker oder ein Banker pleite geht? Ein Sohn fragt nicht: Papa, wieviel Geld hast du auf dem Konto? Papa ist Papa. Punkt! Sie wollen Liebe. Sie wollen Vertrauen. Sie wollen keinen Vater, der den ganzen Tag jammert. Unternehmer heißen Unternehmer, weil sie was unternehmen. Sie müssen ihre Stärken finden und sich nicht von den Schwächen erdrücken lassen. Menschen können nach einem Scheitern auch viel erfolgreicher sein. Ich habe das am eigenen Leib erfahren, als ich selbst ganz unten war. Da war meine Firma plötzlich pleite und ich hatte über vier Monate keinen einzigen Cent mehr. Wohnung. Auto. Handy. Konto. Alles weg. Und das als alleinerziehende Mutter. Doch ich sagte mir: Du bist immer noch du! Du hast zwei gesunde Hände. Einen gesunden Kopf. Mach was draus! Erst schrieb ich meinen Gläubigern, dass ich alle meine Schulden zurückzahlen würde. Dann schrieb ich in dreieinhalb Wochen ein Buch über Insolvenz. Es wurde zum Glück ein Bestseller. Später hielt ich Vorträge und gründete B.I.G. = Bleib im Geschäft e.V., um Leuten nach einer Pleite zu helfen. Damit Scheitern nicht zum Stigma wird. Man muss das sehr ernst nehmen, ich schätze 60 Prozent der Betroffenen sind selbstmordgefährdet. Die Wirtschaftskrise ist auch eine Chance, weil viele endlich über ihre Probleme reden. Mehr Hoffnung, mehr Mut spüren. Angst ist wie ein Wachhund, sagte meine Oma. Rennst du weg, beißt er dir in die Beine. Aber schaust du ihm ruhig in die Augen, legt er sich hin und schläft. Nur wer durch Scheitern aufgibt, hat verloren.“ [www.anne-koark.com](http://www.anne-koark.com)



die Hoffnung? Sie trocknete die Tränen, das Blut, und trieb ihn weiter durch sein bisschen Freiheit. Weiter durch einen ganz normalen Nachmittag. Der kranke Junge konnte einfach nur Kind sein.

Oft malte er auch Bilder. Und die Hoffnung hielt ihm die Hand. Bilder, auf die er schwarze Kleckse tropfte. Bilder, auf denen sich Klumpen breitmachten; wie dieses böse Ding, das sich durch seinen Bauch fraß. Manchmal klebten sie bunte Pflaster auf oder schnitten lustige Puppen aus Mull. Und er lachte, und sie lachte und sah nicht auf die Uhr. Sie war da. Sie machte ihn wichtig. Heiter. Leicht. Bis seine Eltern kamen. Zum Abschied legte sie ihm manchmal ein Stück Schokolade in die zittrige Hand, das er sich hastig in den Mund stopfte. Sie hing ihm am Gaumen; doch ihre Süße erreichte ihn nicht, weil seine Geschmacksnerven durch die Gifte zerstört waren. Trotzdem strahlte er die Hoffnung dankbar an.

**Die Hoffnung hielt sich gut.** Je schlechter er sich fühlte. Er klammerte sich an sie, fast so wie an seine Mutter, seinen Vater, seinen Bruder. Sie gab ihm Halt in seinen Nächten, seinen Ängsten; sie war Glaube und Zuversicht, der leise, warme Wind in der stummen Kälte einer Klinik. Sie konnte vieles, was seine Familie nicht konnte. Sie konnte seine Krämpfe lösen, ihm den Nebel des Vergessens schicken, ihn mit Morphinum spielen lassen. Er selbst war viel zu jung, um zu wissen, dass er hoffen musste, um wieder gesund zu werden. Wenn er gewusst hätte, was Hoffnung überhaupt ist.

Er ahnte nichts von falschen Hoffungen und sollte es auch niemals erfahren. Er kannte keine Politiker, die ihre Wähler täuschen; keine Religionen, die dreckige Kriege führen; keine Freunde, die zu Feinden wurden. Er war ein kleiner Mensch, der einfach nur gehofft hätte, älter als vier Jahre alt zu werden. Seine Hoffnung hatte blonde Haare, in die er so gern griff, seit er sich traurig über seine Glatze fuhr. Seine Hoffnung linderte das Leid und ließ ihn das Schicksal besser ertragen. Die größte Hoffnung aber war seine Familie, die immer glaubte, die Hoffnung stürbe zuletzt. Die immer glaubte, dass die Zeit alle Wunden heilen würde und dabei niemals ermaß, wie sehr Narben schmerzen können.

Der kranke Junge musste sterben. Er spürte es, obwohl er so jung war. Die Hoffnung nannte das: auf die Reise gehen. Abwesend, still, und ernst. So oft schon hat sie es erlebt. Er wartete, bis sein Bruder von der Oma zurückkehrte. Weil er ihn noch sehen wollte. Kurz vorher hatte er einen Zeichentrickfilm geguckt. Dort war ein alter Hamster durch einen Tunnel gegangen und verschwand darin. Und war dann ganz weg. Das ist der Tod, sagte Frau Hamster, und der kranke Junge rief wütend: Tod ist ein Blödmann!

Draußen begann es zu stürmen, als der kranke Junge endlich seine Beine strecken konnte. Viele lange Wochen musste er sie krümmen, weil ihm der Krebs auf die Gedärme drückte. Die Hoffnung hatte ihm ein Mittel gegeben, das ihn beruhigen sollte. Sie fragte die Eltern, ob sie ihm mehr geben sollte. So viel, dass dabei die Atmung aussetzen könnte. Die Eltern nickten, die Eltern heulten. Als er in ihren Armen starb, trat die Hoffnung vor die Tür.

Sie wusste, wann sie gehen musste.

&lt;

Is the train more comfortable because we've speeded it up, or simply because we've made it more comfortable?

## Blindanzeige

SIEM

Anzeige rechts:

$x = 107$

Trennlinie  $x = 105$

1/2 Anzeige

hoch

im Anschnitt

98 x 260